



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

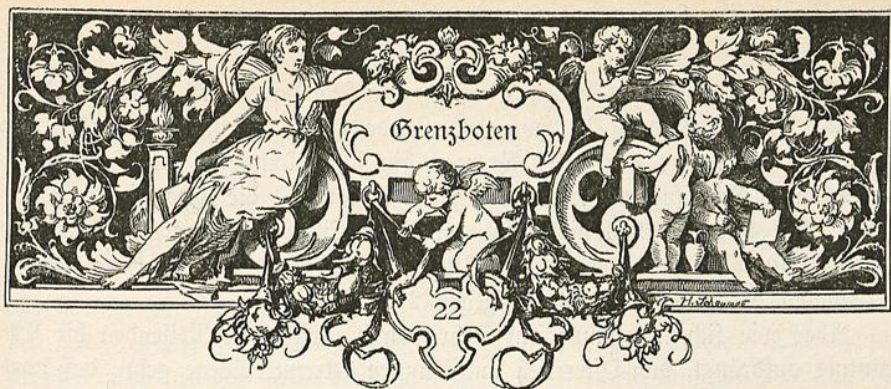
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schubert, Hans v.: Die deutsche Frage in Ungarns Ostmark : ein Wort für
die Siebenbürger Sachsen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die deutsche Frage in Ungarns Ostmark

Ein Wort für die Siebenbürger Sachsen

von Hans v. Schubert, Professor der Kirchengeschichte in Kiel



Wenn ein zukünftiger Geschichtschreiber darauf ausgeht, den hervorstechendsten Zug in der Völkerpsychologie um die Wende dieses Jahrhunderts zu bezeichnen, so wird er auf das allgemeine Vordringen des nationalen Gedankens hinweisen müssen. In ungeahnt kräftiger Weise ist er auch bei uns, dem Volke der Kosmopoliten, erwacht. Aber in die stolze Freude über diese Entwicklung mischt sich ein bitterer Tropfen. Während in den Vereinigten Staaten wie in Siam der Deutsche hoch geschätzt und unbehelligt seiner Art leben darf, und an Chinas Ostküste wie auf den Inseln der Südsee die deutsche Reichsflagge deutschen Handel schützend weht, müssen wir sehen und zusehen, wie in unsrer nächsten Nachbarschaft alteingewurzeltcs Deutschthum, mit dem wir die ganze Abfolge unsrer Geschichte teilen, und dem mit Europa Deutschland unvergänglichen Dank für den Schutz seiner Güter schuldet, wie dieses Deutschthum in dem Donaustaate, Osterreich-Ungarn, um seine Existenz ringt oder doch um seinen führenden Einfluß gebracht ist. Das ist die Tragik, das Unausgeglichenhe in unsrer neuern Entwicklung. Erst durch die Trennung von Osterreich und durch die Preisgebung des großdeutschen Gedankens sind wir das geworden, haben wir das werden können, was wir sind. Aber eben dieses Auffluten der nationalen Empfindung, das uns an das lang geträumte Ziel unsrer Wünsche führte, erfaßte auch die nichtdeutschen Völker des Donaureichs und riß unsre zwischen Slaven und Magyaren wohnenden, von uns nun politisch getrennten Stammesbrüder in ein Meer der härtesten Kämpfe, einer ungewissen Zukunft.

Auch Ungarn, in dessen Verhältnis ich im vergangnen Herbst einen persönlichen Einblick thun durfte, hat seine deutsche Frage, wenn wir uns auch

schon fast daran gewöhnt haben, Ungarn und Magyarenreich für identisch zu halten. Allerdings das Zentrum des Landes, die Theisebene, haben die Magyaren inne, aber nach allen Grenzen hin sitzen kompakte deutsche Massen, im Westen in Oberungarn bis Preßburg, im Norden ist die Zips an der hohen Tatra altes deutsches Kolonialgebiet, im Süden sitzen im Banat bei Temesvar jetzt 800 000 bayrische Schwaben, im Osten endlich die siebenbürgischen Sachsen, in Summa, Kroatien eingerechnet, gegen 2½ Millionen.

Aber wie sich überhaupt auf Schritt und Tritt dem Reisenden die Erkenntnis aufdrängt, daß Österreich und Ungarn getrennte Wege gehn, daß dort und hier die Verhältnisse verschieden zu beurteilen sind, so ist auch der Stand der deutschen Frage anders. Während sich in Österreich seit Jahren ein immer stärkeres Anschwellen einer deutschnationalen Bewegung zeigt, und ein ausdrückliches kaiserliches Zeugnis bestätigt hat, daß Österreich nicht gegen die Deutschen regiert werden kann, scheint in Ungarn das Deutschtum widerstandslos dem Untergang zuzueilen. Nur die am ausgesetztesten Punkte wohnenden Sachsen in der siebenbürgischen Ostmark Ungarns sind bekannt als die zähesten Vertreter des deutschen Wesens. Und als ein Zeichen dieser altbewährten Treue wurde es mit Freuden von den deutschen Universitäten begrüßt, daß sie mit herzlichen Worten aufgefordert wurden, sich bei der Enthüllung des Denkmals vertreten zu lassen, das man in Hermannstadt dem 1893 verstorbenen Bischof Deutsch gesetzt hat.

Wenn ich nicht fürchtete, der Übertreibung geziehen zu werden, würde ich bekennen, daß ich unter dem Eindruck stand, seit den Tagen des großen Krieges nicht mehr so kräftig und unmittelbar in meinem Nationalgefühl angefaßt worden zu sein. Da war zuerst der Begrüßungsabend mit dem beispiellosen Jubel, der den Worten der deutschen Delegierten folgte und uns sofort das traute Gefühl gab, die liebsten Gäste eines ganzen Volkes zu sein; da war am nächsten Tage die eigentliche Feier mit ihrem bunten Festzuge aus dem Hause des Bischofs in die große gotische Stadtkirche, mit dem in seiner schlichten Wahrhaftigkeit ungemein ergreifenden evangelischen Festgottesdienst, dann der Enthüllung selbst. Unabsehbar drängte sich das Volk in den Straßen und Plätzen in der Nähe des Festplatzes, sogar die Dachpfannen hatte man stellenweise abgedeckt, um noch einigen Zuschauern einen Ausblick zu verschaffen. Als die Hülle von dem Erzstandbilde fiel, einem Meisterwerke Donndorfs, das die hohe Gestalt des Bischofs in ausdrucksvoller und charakteristischer Haltung zeigt, die rechte Hand auf ein Bündel Urkunden gestützt, mit der Linken die Bibel an die Brust drückend, frei und stolz emporgerichtet — da neigte sich die Menge tief ergriffen in lautlosem Schweigen geraume Zeit vor dieser Verkörperung des Volksgeistes, dann erst brauste der Heilruf — die Deutschen Österreich-Ungarns rufen bekanntlich jetzt nur noch Heil, nicht Hoch — durch die Luft. „Ein Bild deutschen Mittelalters,“ meinte der neben mir stehende Harnack, als nun Gruppe auf Gruppe in langem Zuge, Bauern und Bäuerinnen, Bürger und Bürgerfrauen und -mädchen aus dem ganzen Sachsenlande in

ihren alten überaus reichen Trachten an das Denkmal geführt wurden, um hier ihre Kränze niederzulegen, auch Baden=Durlacher und Salzburger, die im vorigen Jahrhundert eingewandert sind und sich den Sachsen angeschlossen, aber ihre besondere Sprache und Kleidung behalten haben. Es war kein Gebot ausgegangen, aber dennoch, kein Bezirk hatte es sich nehmen lassen, Vertreter zu senden. Bis auf die benachbarten Straßen und Plätze setzte sich das „Nun danket alle Gott“ fort, mit dem auch hier die deutsch=evangelische Volksfeier schloß. Freier, mit dem Schwung und Feuer glühender Begeisterung äußerte sich das deutsche Bewußtsein beim Festmahl und Festkommers. Den tiefsten Beweis aber für das grunddeutsche Wesen, das unter tausend Gefahren hier an der Grenze des Orients durch Jahrhunderte gepflegt worden ist und sich bis zur Gegenwart erhalten hat, lieferte die Festvorstellung in dem kleinen Theater, die die Geschichte der siebenbürgisch=sächsischen Volksdichtung darstellte, auch gedacht als eine Huldigung an Teutsch. Ein Bürgermädchen sprach den Prolog, in dem es hieß:

Drum aus der Menge, die dir heut gehuldigt,
Stiehlt schüchtern sich ein Kind, des Volkes Lieb,
Und neben all die Pracht legt es als Angebinde
Bescheiden hin der wilden Blumen bunt Gewinde
Und Sträußchen, die in unserm Bauernhof erblüht.

Was Herzen so wie deins an seinem Volk gegangen,
Den hält die schlichte Weise wunderbar gefangen,
Wies klagt und weint, wies scherzt, ob auch in rauhen Tönen
Es sprudelt aus dem Born des Ewig-Schönen.

Von dem flandrischen Eintwandlerlied und den Märchenerzählungen der Ruhme unter der Dorflinde wurden wir zu der Poesie des Zunftlebens mit dem Spiel von König und Tod und dem jüngern Hildebrandslied geleitet und schließlich zu dem Jahrmarktstreiben einer sächsischen Stadt in der neuern Zeit, das Gelegenheit gab, den alten bis vor kurzem noch geübten Schwertertanz der Kürschnerzunft darzustellen.

Ersteht vor unserm Blick im Bilde, teure Ahnen!
Aus euern Liedern klingt zu uns ein ernstlich Mahnen:
Ob, Sachsse, dir auch dräut der Blitz der Wetterwolke —
Steh treu und fest zu deinem Heldevolke.

Dann folgten stillere Tage, die mich in andre Teile des Landes führten, nach Schäßburg, Kronstadt, auf die Dörfer, in die Pfarrhäuser und Schulen des Landes. Wo man hinkam, erfuhr man dieselbe rührende Gastfreundschaft. Die Herzen waren uns aufgeschlossen, und uns lag wieder daran, die Verhältnisse zu sehen, wie sie thatsächlich sind. Wenn ich das Zutrauen habe, bei einem doch nur kurzen Aufenthalt von einigen Wochen nicht nur Potemkinsche Dörfer gesehen, sondern einen wirklichen Einblick erhalten zu haben, so gründet es sich darauf, daß ich viele maßgebende Männer des Landes in

solchen stillen Stunden gesprochen habe. Schwer lastete trotz alles Festjubels und Kraftgefühls auf ihren Gemütern die Frage aller Fragen für sie und verfolgte auch uns auf Schritt und Tritt: die deutsche Frage, die Frage ihrer nationalen Existenz.

Wodurch hat sich dort das Deutschtum so rein erhalten können?*) Da ist zunächst zu sagen: Die siebenbürgischen Sachsen sind von Haus aus norddeutsche Bauern, nicht eigentlich Sachsen, sondern, wie durch die Sprachforschung jetzt völlig erwiesen ist, ursprünglich nördlich sitzende Mittelfranken, ausgewandert im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aus der Gegend von Köln bis nach Flandern hin, sodaß ihr Platt noch heute dem Kölner und Luxemburger unmittelbar verständlich ist. Als bäurische Kolonisten wurden sie einst von ungarischen Königen und dem Deutschen Ritterorden, der eine vorübergehende Rolle dort unten gespielt hat, ins Land gerufen und in ganzen großen Gruppen angesiedelt, schon im dreizehnten Jahrhundert etwa 50 000 Höfe stark, und als solches Bauernvolk erscheinen sie noch jetzt. Auch die Städte sind hier aus den Bauernschaften herausgewachsen und rekrutieren sich immer wieder aus dem Lande. Damit aber hat man das konservativste und zähste Menschenmaterial von der Welt. Man hat häufig den Eindruck, in ein thüringisches Dorf zu kommen, dieselbe fränkische Hof- und Hausanlage noch heute. Selbst aus einem Dorf ins andre heiraten die sächsischen Bäuerinnen selten, und wie bei uns haben die einzelnen Dörfer wieder ihre Abarten im gemeinsamen Dialekt.

Diese Bauern wurden nun in ihrer Eigentümlichkeit geschützt durch ihre isolierte Lage. In dem waldigsten und gebirgigsten Teile des „Waldbandes“ Siebenbürgen, Transsilvaniens, rodeten sie sich ihren „Sachsenboden“ selbst, namentlich in den Thalniederungen des Alt, unmittelbar am Fuße des Hochgebirges. Also auch ein niederdeutsches Burenvolk, in die Berge versetzt, auf denen die Freiheit wohnt.

Hier hatten sie die Aufgabe, die Grenze zu schützen, und eben diese große geschichtliche Aufgabe, die ihnen zufiel, ist das dritte, was ihrem Fortbestehn doch auch trotz aller unzähligen Kriegsnoté wieder günstig war. Das siebenbürgische Ostungarn springt wie ein Keil in das heutige Rumänien und in die Donauebene ein wie eine große natürliche Bastion zur Verteidigung der westeuropäischen Kultur, besonders der Theisebene. Wer diese besaß, mußte danach streben, auch das Waldgebiet zu haben. Darum fingen, sobald sich Ungarn seit Stephan dem Heiligen zu einem wirklichen Staate ausbaute, seine Könige an, dieses Grenzland in Besitz zu nehmen, und unter deutschem Einfluß stehend und sich der großen deutschen Kolonisationsbewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts anschließend, riefen sie die Massen der deutschen Bauern wie in die Zips gegen die Polen, so gegen die Völker der Donauebene nach Siebenbürgen. Denn die große Mauer der Südkarpaten hat einige Löcher, Einfalls-

*) Vgl. den Abriss der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte, den ich in den Preussischen Jahrbüchern 1900, S. 1 ff. gegeben habe.

thore, durch die Rumanen und Mongolen, slavische Petschenegen, Walachen und Türken immer wieder eingebrochen sind, und eben diese Thore zu bewachen wurde die historische Aufgabe der sächsischen Kolonisten. Wie sollten die ungarischen Herrscher diese ihre wertvollsten Grenzwächter nicht schätzen, die immer von neuem den ersten Anprall der Feinde aushielten und unzählige Proben ihrer Tapferkeit und ihrer Treue gegeben haben, ad retinendam coronam, „zur Bewahrung der Krone,“ wie es auf dem alten Sachsenwappen heißt! Zumal da diese ungarischen Herrscher im Mittelalter, auf Deutschland angewiesen, deutschfreundlich und seit der Reformation sogar aus dem deutschen Hause Habsburg waren, vollends seit nach dem Frieden von Karlowitz 1699 die Türken nicht mehr magyarische Sondergelüste patronisieren konnten und die Herrschaft der Habsburger sich sicherer und kräftiger äußerte! So galt das kleine Volk, das mit dem selbsterworbenen Boden immer fester verwuchs, bis auf unsre Tage als eine besondere Stütze des Thrones. Es war wirklich eine staatsrechtliche Macht, mit der noch Franz Joseph 1848/49 ernsthaft rechnete.

Denn diese Gunst der politischen Verhältnisse brachte den kleinen deutschen Stamm sogar zu einer festen politischen Organisation. Die sächsische Nation oder Nationsuniversität, d. h. Gesamtheit, entstand. Schon die grundlegende Urkunde von 1224, der Grundbrief ihrer Freiheit vom König Andreas, das *Andreanum*, faßt ihre verschiedenen Gruppen als ein *universus populus*, ein Gesamtvolk, zusammen und setzt ihnen einen Königsrichter, den Sachsengrafen. Die Türkenzeit wies die Siebenbürger auf eigne Hilfe; es wird ein eignes Fürstentum daraus, dann sogar ein Großfürstentum und selbständiges Kronland Österreichs mit eignem Landtag, gebildet aus den Vertretern der drei politischen Nationen des Landes, Magyaren und Szeklern — das sind auch Magyaren, aber von einer besondern Abzweigung — und Sachsen, die sich auch ihren Grafen jetzt selbst wählen durften. Überhaupt hat sich diese sächsische „Nation,“ von agrarischer Grundlage, der alten aus der Heimat mitgebrachten Gemeinfreiheit, ausgehend eine vollendete Demokratie geschaffen. In dieser isolierten Bauerndemokratie haben sich zum Entzücken unsrer Geschichtschreiber des Mittelalters bis in unser Jahrhundert Zustände und Einrichtungen erhalten, die im Mutterlande mit dem frühern Mittelalter verschwanden. Die gewerbetreibenden Städte, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine hohe Blüte erreichten, waren nur die Vororte der Landbezirke des Sachsenbodens, d. h. des Teiles von Siebenbürgen, auf dem nur der Sachse Vollbürger war. Mit dieser politischen Organisation aber hatte sich gleichfalls von Ursprung an und ebenso demokratisch aufgebaut eine kirchliche verbunden, die geistliche Universitäts, deren Bedeutung ungeheuer wachsen mußte, seit die Sachsen, der Bewegung des Mutterlandes folgend, im sechzehnten Jahrhundert lutherisch wurden, sich von der Eingliederung in die katholische Organisation loslösten und den zumeist katholischen oder kalvinistischen Magyaren gegenüber auch kirchlich selbständig wurden. Das ist in unsrer Zeit geradezu die Rettung geworden. Als die politische Organisation 1876 vollends zerfallen wurde,

wurde die kirchliche von selbst um so mehr zur Trägerin des deutschen Volkstums.

Diese demokratische Organisation wurde das Mittel, die notwendig entstehende besondere deutsche Bildung so geschlossen zu erhalten, wie es noch jetzt unser Erstaunen erregte; einheitlich nach innen, abgeschlossen nach außen. Das Leben trägt darum einen traulichen, familiären Charakter. Bei den festlichen Veranstaltungen, an denen ich teilnahm, war kein Unterschied der Stände bemerkbar; Adel giebt es nicht, zwischen den Bürgern saßen die Bauern und Bäuerinnen — die erste Bekanntschaft, die ich machte, war eine junge Lehrersfrau im kleidsamen Bauernkostüm. Eben schreibt mir ein Landpfarrer aus der Gegend von Schäßburg, daß er meinen obengenannten historischen Aufsatz mit seinen Bauern in den Wochenleseabenden durchnimmt. Und wie eine deutsche Bildung einheitlich den Volkskörper durchströmt, so ist sie auch in sich einheitlich. Und zwar ist die Kirche das Zusammenhaltende, der Mittelpunkt, nicht erst seit die politische Organisation ihnen genommen ist, sondern jedenfalls von der Reformation an. Der Bischof ist jetzt der Vertreter des Volkes, das Landeskonsistorium lud die deutschen Universitäten ein. Die Kirche, vielfach burgartig befestigt, Zufluchtsort in den Zeiten der Not, ringsherum die Borratskammern des Dorfes, in der Mitte des Dorfes stehend — das Bild hat auch innere Wahrheit. Deutsch und evangelisch, deutsch und kirchlich ist dort faktisch dasselbe. Natürlich ist dies nur möglich, wenn die Schule in der engsten Verbindung mit der Kirche steht. Neben der Autonomie der Kirche ist der konfessionelle Charakter der Schule, nicht nur der Volksschule, sondern auch der höhern Schulen, der sächsischen Gymnasien, ihre unlösliche Verbindung mit der Kirche jetzt das Palladium der Sachsen. Seit 1862 gilt es, daß jeder künftige Gymnasiallehrer neben Theologie auch ein Lehrfach studiert haben muß, und damit ist wieder die Möglichkeit eines fortwährenden Austausches zwischen Pfarr- und Schuldienst gegeben. Die Männer, die in den letzten Jahrzehnten die Kirche geleitet haben, waren zuvor Gymnasialdirektoren, Teutsch dreizehn Jahre lang Rektor in Schäßburg. Und noch heute muß jeder Gymnasiallehrer einmal im Jahre predigen. Es ist sicher, daß die Gründlichkeit namentlich des theologischen Fachstudiums darunter leiden muß, aber ich habe doch in Siebenbürgen den ungemein hohen Wert dieser Einrichtung unter den bestehenden Verhältnissen schätzen lernen. Dadurch allein ist eine so einheitliche, geschlossene deutsch-evangelische Bildung erreicht und gewahrt worden, wie wir sie fanden.

Freilich wäre es doch kaum gelungen, diese deutsche Bildung so rein zu bewahren, wenn nicht die sie umgebende Bildung so viel tiefer stünde. Die Versuchung, sich auf magyarischen oder rumänischen Schulen ein höheres Maß von Bildung und damit eine bessere Zurüstung für den Kampf des Lebens zu erwerben, ist sehr gering. Vielmehr suchen fortwährend einzelne magyarische und rumänische Knaben auch da, wo es Schulen ihrer Nationalität giebt, auf den sächsischen Gymnasien, von denen sie grundsätzlich nicht aus-

geschlossen sind, sich ein solideres Wissen zu verschaffen. Man begreift dann die stolze Inschrift, die ich auf einer Dorfschule bei Kronstadt las: „Wissen ist Macht.“

Endlich aber haben sich die siebenbürgischen Sachsen dadurch ihre deutsche Art erhalten, daß sie sich den Quell immer offen erhielten, aus dem sie gespeist wurde und wird, die Verbindung mit dem deutschen Mutterlande. Seit der Reformationszeit sind die sächsischen Studenten eine stehende Erscheinung auf den deutschen Universitäten: sie müssen wenigstens zwei Jahre hier studiert haben, sonst stellt das Konsistorium sie weder im Schuldienst noch im Pfarrdienst an. Verdammte sei vor Gott im zukünftigen Leben und in dieser Welt aller Ehren bar, wer an solchem Besuche hindert, sagt ein altes siebenbürgisches Gesetz. Aus diesen deutschen Studienjahren aber bringt der Sachse eine tiefe, nun persönlich gewordne Liebe zum deutschen Wesen mit nach Haus und pflegt sie als ein Heiligtum seines innern Lebens. Man kann sagen, daß infolgedessen dieses kleine Volk in seinen besten Männern mit dem großen deutschen Volke wirklich innerlich mit- und weitergelebt hat, seiner Entwicklung aus der Ferne in Treue gefolgt ist. Es ist gewiß interessant, daß, als 1849 in Osterreich eine Neuorganisation der höhern Schulen nach preussischem Muster eingeführt wurde, diese Neuordnung mit ihrem Fachlehrersystem, der stärkern Betonung der Realien, dem Griechischen, der philosophischen Propädeutik und anderm, auf den sächsischen Gymnasien im äußersten Osten Ungarns längst eingeführte Dinge anordnete und diese also weit mehr vorbereitet traf als die österreichischen Schulen. Wenn wir deutschen Professoren, wo wir uns nur sehen ließen, in Siebenbürgen mit einem Strom der Liebe und Begeisterung überschüttet wurden, so grüßte das treue Volk in uns allerdings das Mutterland und die Duellle ihrer Kraft, die deutschen Universitäten. Immer waren sie zu uns gekommen, nun kamen wir, sechs deutsche Professoren auf einmal, zu ihnen, nach dem fernen Transsilvanien! In dieser Treue, dieser Sehnsucht nach der alten Heimat liegt schließlich der entscheidende Grund, warum dieses kleine Völkchen so deutsch geblieben ist.

Dennoch bedrückte uns fortwährend die andre Frage: Wird es so bleiben? Denn die Lage ist heute in der That schwerer als irgend je in der sturmvollen Vergangenheit. Man muß die Gefahren und Angriffe unterscheiden, die von den Magyaren ausgehn, und die von den Rumänen.

Die ganze geschichtliche Lage, die das Deutschtum überhaupt und die selbständige Geltung des siebenbürgisch-sächsischen Deutschtums im besondern bis dahin trug, hat sich seit der Mitte unsers Jahrhunderts verändert. Im Grunde ist die Revolution von 1848/49 auch hier die Umgestalterin gewesen mit den drei Gedanken: mit dem alten Privilegienwesen muß aufgeräumt werden, gleiches politisches Recht für alle, also auch auf dem alten Sachsenboden, so dann Siebenbürgen, das Großfürstentum und selbständige Kronland, muß mit Ungarn vereinigt werden, dem Hort des Liberalismus, drittens aber, dieser Liberalismus ist identisch mit der Pflege des national-magyarischen Geistes.

Das heißt: Los von Österreich, und Ungarn, einschließlich Siebenbürgen, für die Magyaren. Das war der Standpunkt Kossuths. Wenn auch die Wiener Regierung mit russischer Hilfe die Empörung niederwarf und erst ein absolutistisch, dann wenigstens ein zentralistisch regierter Gesamtstaat Österreich noch einige Zeit bestand, 1867 willigte Kaiser Franz Joseph unter dem Druck der äußern politischen Verhältnisse nach den unglücklichen Feldzügen von 1859 und 1866 in den sogenannten Ausgleich mit Ungarn, der für das Auswärtige, für Heer und Finanzen gemeinsame Minister ließ und für die gemeinsamen Angelegenheiten eine gemeinsame Vertretung des Volkes schuf, im übrigen aber Ungarn die Ordnung seiner eignen innern Angelegenheiten völlig selbständig und nach den liberalen Grundsätzen von 1848 überließ. Der Mann, der unter dem Schlagworte der Rechtskontinuität, das heißt der Wiederanknüpfung an das 1848 proklamierte Verfassungsrecht, diese Periode der ungarischen Geschichte vertrat, war Franz Deak, ein Mann von untadliger Ehrenhaftigkeit und staatsmännischer Gesinnung; an die Stelle der Gleichung Liberalismus und Magyarismus setzte er das Ideal des freien Staats Ungarn, zu dessen Glück die Nationalitäten durch die Entfaltung ihrer eigentümlichen Kräfte gleichmäßig beitragen sollten. Unter diesen Umständen schien die 1867 nun faktisch durchgeführte Union Siebenbürgens mit Ungarn noch nicht das Ende der $\frac{3}{4}$ Jahrtausend alten Sachsenfreiheit zu bedeuten.

Dennoch datiert von da an, seit dem Schwinden des deutschen Einflusses, die steigende Bedrängung der Sachsen durch die Magyaren. Denn darin liegt der große Unterschied von Österreich, der durch den Ausgleich von 1867 vollends ans Licht trat: wenn auch Eisleithanien nur deutsch regiert werden kann, Transleithanien kann auch, wenigstens einstweilen noch, magyarisch regiert werden, trotz seiner $2\frac{1}{2}$ Millionen Deutschen. Der große magyarische Stamm, der mit seinen sechs bis acht Millionen das Zentrum des Landes, die Theißebeine, erfüllt und doch auch in den andern Teilen des Landes, namentlich in Siebenbürgen vertreten ist, kann das Ganze beherrschen. Und thatsächlich ist die Gleichung Liberalismus und Magyarisierung wieder eingetreten; der Unterschied der Regierungspartei von der Kossuthpartei besteht dieser Frage gegenüber nur in den Mitteln und im Tempo. Das giebt nun diesem Bilde das fatale Gepräge, sodaß man nicht ohne Bitterkeit und Zorn davon reden kann. Im Namen der Freiheit und Kultur wird Freiheit und Kultur tausendfach verlegt. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn man vom magyarischen „Kulturmittel“ redet.

Warum schützte nicht gerade der Liberalismus vor der Magyarisierung? So viel ich sehe, ist der Grundschade der folgende. Die Magyaren sind gewiß ein begabter Stamm, aber von einer eigentümlich magyarischen Kultur kann man erst seit kurzem, seit diesem Jahrhundert reden, und vieles davon ist Treibhausblüte oder nur mit magyarischer Etikette versehen, im Grunde aber deutsch. Auch die magyarische Schriftsprache ist erst ein Jahrhundert alt. Wirtschaftlich stand das Volk auf sehr niedriger Stufe: den adlichen Großgrundherren

gegenüber die Masse Bauern. Der Bürgerstand fehlte, denn die Städte, Pest an der Spitze, waren deutsch und deutsch-jüdisch. Noch vor einem Menschenalter gingen 30 Prozent magyarische Kinder in die Pester Schulen, jetzt 80 bis 90. Sieht man zu, so sind es lauter deutsche oder deutsch-jüdische Namen. Tatsächlich regierte der Feudaladel in Ungarn, der die Verwaltung der Gespannschaften oder Komitate in den Händen hatte. Nun aber besteht die Bevölkerung Ungarns ja längst nicht nur aus diesen Bestandteilen, sondern im Süden und Südwesten wohnen gegen 3 Millionen Kroaten, im Nordwesten 2 Millionen Slowaken, im Osten $2\frac{1}{2}$ Millionen Rumänen, im Norden eine halbe Million Ruthenen, ungerechnet die Tausende von Zigeunern, Armeniern usw., Völker, die zum großen Teil auf noch weit niedrigerer Kulturstufe, der Stufe der Hörigkeit stehn. Und dieses halb barbarische Völkergemisch wurde nun mit dem modernen Parlamentarismus beglückt, wie später Rumänien, Serbien und Bulgarien. Das hatte zur natürlichen Folge, daß der Liberalismus und die Selbstverwaltung immer mehr zu einem Scheinwesen wurden, wirklich aber die Herrschaft des chauvinistisch-magyarischen Adels in der Form der ministeriellen Allmacht und der Majoritätsdiktatur wiederkehrte und sich festsetzte. Das aber bedeutet ein fortwährendes verstecktes Durchlöchern oder Umgehen der einmal bestehenden Gesetze auf dem Wege der Verwaltung, ein System der Korruption und der polizeilichen Chikane. Das eigentliche ministerielle Organ dafür ist der vom Minister eingesetzte und ihm allein verantwortliche, meist dem ungarischen Adel entnommene Obergespan, der durch die Municipalgesetze von 1872, 1876 und 1886 mit einer Machtfülle ausgestattet ist, wie sie nach dem Urteile eines juristischen Kenners der Verhältnisse vielleicht nur noch in der Türkei oder in Rußland einem Beamten zusteht. *) Die geringsten Angelegenheiten der Komitate sind seiner Kontrolle unterworfen, eine Reihe der wichtigsten Verwaltungsämter wie Polizeidirektoren, Ärzte, Archivare und Buchhalter seiner Ernennung vorbehalten, sein Einfluß aber schon auf die Wahl aller andern zum schlechterdings herrschenden gemacht. In allen Verwaltungsausschüssen wird die eine Hälfte von der Komitatsverwaltung gewählt, die andre besteht aus Beamten; bei dem Kandidationsausschuß aber für Wahlen von Beamten besteht die zweite Hälfte aus Mitgliedern, die der Obergespan ernennt, sodaß der Obergespan mit diesen schon zusammen die absolute Majorität hat. Diese Majorität aber kann ohne Angabe von Gründen den Kandidaten einfach ausschließen.

Die $2\frac{1}{2}$ Millionen Deutsch-Ungarn, die zum größten Teil die Intelligenz des Landes darstellen, spielen bei diesem Prozeß die traurigste Rolle. Sie allein würden wohl für einen westeuropäischen Konstitutionalismus reif gewesen sein, aber in das Schema dieses im Dienste der Magyarisierung arbeitenden Scheinliberalismus passen sie nicht hinein. Die früher fast ganz deutsche Haupt-

*) Vgl. Preussische Jahrbücher 1895, S. 76 ff. „Der Liberalismus in Ungarn und die Rationalitäten“ von Tullius.

stadt hat man durch eine municipale Ausnahmestellung und die glänzendsten Förderungen der kommunalen Interessen gewonnen, aber die Deutschen in den Komitaten werden durch das System des liberalen Nationalstaats einfach zermalmmt. Die sechzehn freien Bergstädte der Zips sind ihrer Selbständigkeit beraubt und gehen, wie es scheint, unaufhaltsam der Magyarisierung entgegen, die Deutschen in den Montangegenden von Kremnitz und Schemnitz sind dem Deutschtum schon zum großen Teil verloren.

Am schwersten aber tragen daran die siebenbürgischen Sachsen, denn, an eine uralte, wirkliche Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung gewöhnt, durchaus politisch und kommunal reif, wirklich liberal und diszipliniert, höchst verdient um den Bestand des Staats eben durch diese Tugenden, werden sie nun derselben Unfreiheit und Polizeiwillkür unterworfen, die unter dem Scheine des Liberalismus einhergeht. Erst wenn man diesen Gegensatz nimmt, begreift man den Grad, zu dem die Erbitterung unter ihnen allmählich gedeiht. Wie vor einigen Wochen Koloman Szell selbst eingestand, man ist in der That dort nervös geworden.*) Statt ihnen eine ähnliche municipale Bedeutung zu lassen, wie man sie Pest und auch Fiume gewährte, hat man 1876 ihre alte Organisation, die Nationsuniversität, aufgelöst, den Sachsenboden gleichfalls in Komitate aufgeteilt und ihnen anstelle ihres alten Sachsenrafen und ihrer eignen Richter Obergespäne geschenkt, obgleich sie einst in die Union mit Ungarn nur unter der bestimmten Zusicherung gewilligt hatten, daß ihre alten Rechte geschont würden. Der alten „Universität,“ d. h. Gesamtheit, wurde nur das Recht gelassen, das Universitätsvermögen aus Barem und Liegendem, wie Gebirgswäldern, namentlich den Siebenrichterwäldungen, selbst zu verwalten, aber nur zu Kulturzwecken auf dem alten Sachsenboden und nur unter Genehmigung der Beschlüsse durch den Minister. Auf diesem frühern Königs- oder Sachsenboden wohnen nun auch Magyaren und Rumänen und sind magyarische und rumänische Stiftungen entstanden. In die Universitätsvertretung, die von allen zum Reichstag wahlberechtigten Bewohnern des Sachsenbodens gewählt wird, also nicht nur von den Sachsen, ist insolgedessen jetzt auch je ein Rumäne und ein Magyare gekommen, und bis 1890 hat der Minister im Sinne dieser einen rumänischen oder magyarischen Stimme gegen die ganze übrige sächsische Vertretung über das alte Sachsenvermögen verfügen können und verfügt. Seit 1890 darf der Minister nur das Majoritätsvotum genehmigen oder verwerfen. Das war der erste größere politische Erfolg der Sachsen seit 1868, und thatsächlich hat auch die Universität dem evangelischen Landeskonfistorium den größern Teil der Dotationen für Schulzwecke zugewiesen.

(Schluß folgt)

*) Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. Februar 1900.

